



KATHRIN BLUM

Im Rhythmus der Natur

Neue Wege zum
»keltischen« Jahreskreis

Jan Thorbecke Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage 2026

Alle Rechte vorbehalten

© 2026 Jan Thorbecke Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Senefelderstr. 12,
73760 Ostfildern

produktsicherheit@verlagsgruppe-patmos.de

www.thorbecke.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR)

Gestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: Getty Images / unsplash

Illustration: PegasuStudio / shutterstock

Druck: Finidr s.r.o., Český Těšín

Hergestellt in Tschechien

ISBN 978-3-7995-2198-7

Inhalt

1. Teil

Einleitung	5
Die Geschichte des Jahreskreises	7
Der »keltische« Jahreskreis	8
Jungsteinzeit: Sonnenobservatorien	10
Übergang zur Bronzezeit: Pömmelte	14
Die Kelten	18
Die Germanen	23
Christianisierung	27
Kelten und Germanen in der Neuzeit	29
Nach dem Zweiten Weltkrieg	31
Ein neuer Weg zum Jahreskreis?	36

2. Teil

Naturverbindung	35
Einander kennen lernen: Meine Geschichte	36
Deine Beziehung zur Natur	37
Werkzeuge und Methoden	38
Sitzplatz	38
Naturgang	40
Free Writing	43

3. Teil

Die Feier der Jahreskreisfeste	45
Frühlingstor	47
Frühjahrstagundnachtgleiche	60
Walpurgisnacht	72
Mittsommer	89
Schnitterin	104
Herbst-Tagundnachtgleiche	118
Wintertor	135
Mittwinter	143

Nachwort Dank und Literaturverzeichnis	164
---	------------

Einleitung

MEIN WEG ZUM »KELTISCHEN« JAHRESKREIS (UND WIEDER HINAUS)

Es war dunkel und kühl. Eine kräftige Brise kam vom Meer, die Wellen schlugen ans Ufer. Doch ich fror nicht, ich saß mit sieben anderen Frauen ums Feuer und sang. Auch wenn ich die anderen Frauen nicht kannte, so spürte ich doch eine tiefe Verbundenheit. Es war schön, zusammen im Kreis zu sitzen.

So begann meine Reise mit den »keltischen« Jahreskreisfesten, zehn Jahre ist das jetzt her. Ich war während meiner Ausbildung zur Wildnispädagogin auf die Jahreskreisfeste aufmerksam geworden und sie hatten mich nicht mehr losgelassen. Die Idee, an acht historisch bedeutsamen Terminen im Jahr – zu den vier Sonnenfesten (der Winter- und Sommersonnenwende und den beiden Tagundnachtgleichen) sowie jeweils in der Mitte dazwischen (Anfang Februar, Anfang Mai, Anfang August und Anfang November) – zusammenzukommen und gemeinsam in der Natur zu feiern, faszinierte mich sofort.

Als ich einen Kreis gefunden hatte, der diese Feste regelmäßig feierte, schätzte ich mich glücklich. Ich mochte die regelmäßigen Treffen in der Natur, die Anbindung an die Traditionen der Menschen, die sie vor uns begangen hatten, die Gemeinschaft der Frauen. Im Laufe der folgenden Jahre erlebte ich viele Jahreskreisfeste, und für jedes von ihnen bin ich bis heute dankbar.

Obwohl mir der Kreis viel bedeutete, merkte ich nach einer Weile, dass mich einiges unruhig werden ließ. Was war »keltisch« an diesem Jahreskreis? Woher kamen diese Traditionen? Wo waren die Quellen?

Meine wissenschaftlichen Instinkte erwachten, und ich begann nachzuforschen. Schon bald wurde mir klar, dass die Aufgabe, die ich mir gestellt hatte, keine einfache war und die Erkenntnisse erst einmal

vieles von dem, was mir lieb und teuer geworden war, infrage stellten. Es war eine lange und holprige Reise, auf der ich auch die Jahreskreisgruppe loslassen musste. Denn ich hatte herausgefunden, dass es so etwas wie den »keltischen« Jahreskreis nicht gibt. Dazu erzähle ich mehr in diesem Buch.

Mit diesen Erkenntnissen gründete ich 2020 einen eigenen Kreis, den Frauenkreis in der Lohe. Ein Jahr später – mitten in der Pandemie – begann ich gemeinsam mit meiner Freundin, der Wildnispädagogin und Forstwissenschaftlerin Eva Klinke, den Online-Jahreskreiskurs »Dein Weg nach Hause« zum ersten Mal anzubieten. Darin kombinieren wir die historischen Informationen mit Werkzeugen der Wildnispädagogik und laden die Teilnehmer*innen dazu ein, sich die Jahreskreisfeste durch Naturverbindung zu erschließen.

Eine erneute Vertiefung erfuhr diese Reise durch die Ausbildung zur Naturcoachin und Ritualgestalterin am re:nature Institut. Ich fing an, mich mit den Traditionen und Bräuchen Mitteleuropas zu beschäftigen und den Geschichten der Landschaft vor meiner Haustür auf die Spur zu kommen. Dabei wurde mir klar, dass diese nicht so aus einem Guss sind, wie das gerne vermittelt wird. Ganz im Gegenteil – Mitteleuropa war schon immer eine Region, in der sich Menschen verschiedener Herkunft begegnet sind. Jede Kultur brachte ihre eigenen Geschichten mit. Diese Vielfalt möchte ich mit meiner Arbeit sichtbar machen – mit den Jahreskreisritualen und auch in diesem Buch. Darum findest du hier viele Geschichten zum Jahreskreis – aus ganz unterschiedlichen Perspektiven. Mein Wunsch ist, dass diese Geschichten dir helfen, dich in deiner Landschaft vor deiner Haustür zu verwurzeln (auch und gerade, wenn du woanders aufgewachsen bist) und in Beziehung mit allen Natur- und Lebewesen zu gehen. Dass du Halt findest in den Rhythmen der Natur.

Wie das geht, möchte ich dir auf den folgenden Seiten zeigen.

Im ersten Teil geht es um die Geschichte(n) des Jahreskreises und warum Naturverbindung dir helfen kann, ihn zu feiern.

Im zweiten Teil stehen die einzelnen Jahreskreisfeste im Mittelpunkt. Jedes Kapitel beginnt mit den historischen Hintergründen sowie den überlieferten Bräuchen und Traditionen. Diese sind bei weitem nicht vollständig, das würde den Rahmen dieses Buches sprengen. Vielleicht findest du in diesen ersten Einblicken in die vielen historischen und

regionalen Zusammenhänge Anregungen, bei dir vor Ort zu recherchieren, was dort gefeiert wird.

Danach folgt eine Jahreskreisfesterzählung, die von den Mythen und der Qualität der Zeit inspiriert ist. Die wunderbaren Fotos der Fotografin Franzi Schädel illustrieren diese. Passend dazu gibt es dann einen Vorschlag für ein Ritual.

Beim Ritual ist es schön, wenn du es ungefähr um den Zeitpunkt des Jahreskreisfestes durchführst, auf den genauen Tag kommt es aber nicht an. Die darauffolgenden Inspirationen zur Naturverbindung können dich über einen längeren Zeitraum begleiten, bis wieder das nächste Jahreskreisfest ansteht.

Ich freue mich, dieses Bündel von Geschichte(n) jetzt mit dir zu teilen und wünsche dir eine gute Reise durch den Jahreskreis.

Herzlich, Kathrin

P.S. So gut wie alle Teilnehmerinnen an meinen Kursen sind Frauen (selbst in den Kursen, die für alle Geschlechter ausgeschrieben sind), darum werde ich hier durchgehend die weibliche Form verwenden. Alle anderen dürfen sich gerne mit gemeint fühlen.



1. Teil

DIE GESCHICHTE DES JAHRESKREISES

Der »keltische« Jahreskreis

1974 in Berkeley, Kalifornien. Es ist die Zeit der Hippies und der Studentenproteste. Viele traditionelle Verhaltensnormen und Muster werden über den Haufen geworfen, der christliche Glaube in Frage gestellt. *Wicca* ist die Religion der Stunde.

Wicca, der Kult der Hexen, entstand ursprünglich in England nach dem Zweiten Weltkrieg. Gegründet wurde Wicca von Gerald Gardner, einem britischen Beamten und Autor. Gardner behauptete, 1939 im New Forest in einen sogenannten Coven initiiert worden zu sein, in dem das »alte« Wissen seit Jahrhunderten konserviert und tradiert worden sei. Dieses Wissen gebe er jetzt in Buchform weiter – zuerst durch Romane, weil Hexerei in England noch verboten war, nach Aufhebung dieses Verbots dann durch Sachbücher.

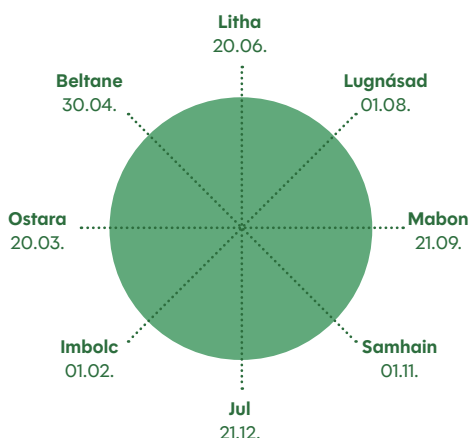
Heutzutage weiß man, dass Gardner sich diese Geschichte aller Wahrscheinlichkeit nach ausgedacht hat (in meinem Hexenbuch erzähle ich mehr darüber). Es gibt keinerlei Beweise, dass es den Coven jemals gegeben hat, er scheint einer romantischen Fantasie zu entspringen, wie auch der Wunsch nach geheimem Wissen, das über Jahrtausende weitergereicht wird.

Das alles ist dem Wicca-Priester Aidan Kelly bewusst (er schreibt später ein Buch darüber), als er 1974 einen heidnischen Kalender zusammenstellt. Er selbst sagt dazu:

»1974 stellte ich einen heidnischen Kalender zusammen – den ersten seiner Art, soweit ich weiß – und nahm darin Feiertage, astrologische Aspekte und andere interessante Daten auf, für die sich Heiden interessierten. Wir haben gälische Namen für die vier keltischen Feiertage, aber es ging mir gegen den Strich, dass es keine heidnischen Namen für die Sommersonnenwende oder die Herbst-Tagundnachtgleiche gab, die ähnlich klangen wie Jul oder Beltane, darum entschied ich, sie bereit zu stellen.«¹

¹ Aidan Kelly, »About naming Ostara, Litha and Mabon«, veröffentlicht am 21.09.2017 auf <https://www.patheos.com/blogs/aidankelly/2017/05/naming-ostara-litha-mabon/>, zuletzt abgerufen am 29.05.26. Meine Übersetzung

Die fehlenden Namen fand Kelly im Angelsächsischen (*Ostara* für die Frühlings-Tagundnachtgleiche und *Litha* bzw. *Jul* die Sonnenwenden) sowie im Walisischen (*Mabon* für die Herbst-Tagundnachtgleiche). Ein angelsächsischer Name für die Herbst-Tagundnachtgleiche wäre ihm lieber gewesen, allein, es fand sich keiner, der von der Mythologie her passte.



**Der »keltische« Jahreskreis
nach Aidan Kelly**

Das heißt, der »keltische« Jahreskreis war von Anfang an eine Mischung aus verschiedenen Traditionen – angelsächsischen, walisischen und gälischen. Und er war immer schon ein Produkt der Fantasie, keine historische Tradition.

Als Tradition wird er aber heute vielfach im Internet beschrieben, so begegnete ich ihm damals in meinem Frauenkreis. Das fand ich schwierig, denn ich wusste, wie sehr der Nationalsozialismus einen Teil dieser Feste – die Sonnenwenden – in Beschlag genommen und missbraucht hatte.

Welche Traditionen feierte ich da eigentlich? Und woher genau kamen sie? Was konnte man wirklich über den Jahreskreis wissen?

Ich begab mich auf die Spurensuche. Es ging tief in die Vergangenheit.

Die Jungsteinzeit – Sonnenobservatorien

Mein Weg führte mich nach Mitteldeutschland, an die Saale, einen Zufluss der Elbe. Dort, zwischen Sonnenblumen und Weizenfeldern, liegt das Sonnenobservatorium von Goseck, das älteste in Europa. Jahrtausendlang lagen die Überreste versteckt in der Erde, Anfang der 2000er Jahre wurden sie ausgegraben, 2005 rekonstruiert. Seitdem kann man die Anlage wieder besuchen.

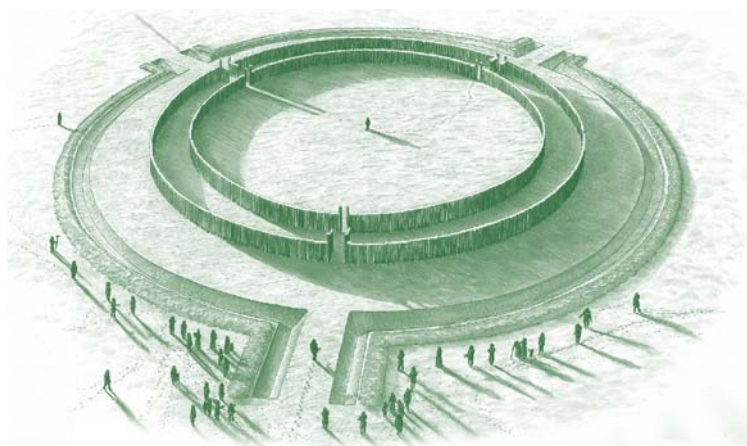
Auf der Fahrt regnete es in Strömen, doch als ich endlich in Goseck ankam – zwischendurch hatte mich Google Maps in die entgegengesetzte Richtung geführt – hörte es auf. Ich hatte eine Übernachtung in einem ausrangierten Weinfass gebucht, das Gelände lag direkt neben dem Sonnenobservatorium. Als ich endlich durch das Tor ging, war es schon fast dunkel. Auf der anderen Seite ging die Sonne unter, die Welt verwandelte sich:

4900 vor Christus in Mitteldeutschland. Wintersonnenwende, der dunkelste Tag des Jahres, die längste Nacht. Es ist bitterkalt, Schnee liegt auf den Feldern. Das ganze Dorf hat sich im Rondell versammelt, alle singen und beten. Die Nacht scheint kein Ende zu nehmen. Als die Menschen am Ende ihrer Kräfte sind, bricht schließlich die Dunkelheit, ein zarter Schimmer zeigt sich am Horizont und durch eines der Tore fallen die ersten Sonnenstrahlen. Freude erfasst die Menschen im Kreis. Die Erleichterung darüber, dass die längste Nacht jetzt vorbei ist, dass es jetzt wieder heller werden wird, lässt sie niederknien und danken. In der größten Dunkelheit ist das Licht wiedergeboren worden. Als Ausgleich opfern sie eine Kuh, am Festmahl danach nehmen alle teil, Groß und Klein. Das Fest im Rondell dauert den ganzen Tag, bis die Sonne am Nachmittag wieder im Tor auf der anderen Seite des Kreises untergeht. Das Leben wird weitergehen und der nächste Sommer wiederkommen.

Aus sicherer Entfernung sieht ihnen eine Gruppe von Wildbeutern zu. Sie sind von den Neuankömmlingen nicht begeistert. Alles bringen diese durcheinander. Die Tiere, die sie vorher in diesen Wäldern gejagt hatten, sind zusammen mit den Bäumen verschwunden. Stattdessen stehen da nun zwei Holzkreise aus Baumleichen. Warum brauchen diese Menschen Zäune?

Warum trennen sie sich ab von der Natur? Warum halten sie sich Tiere, für die sie Nahrung brauchen, warum jagen sie sie nicht einfach? In den alten Wäldern hatte es mehr als genug Wild gegeben, sie hatten keinen Hunger gelitten.

Doch die Neuankömmlinge waren viele, die meisten Frauen hatten mehrere Kinder. Das war bei ihnen anders, die Kinder wurden länger gestillt, die Abstände zwischen den Kindern waren größer. Darum waren sie immer ungefähr gleich viele geblieben – seit sie denken konnten. Doch seit der Ankunft der Neuankömmlinge werden sie immer weniger.



**Kreisgrabenanlage
von Goseck**

So oder so ähnlich könnte es gewesen sein – vor ungefähr 7000 Jahren. Damals wanderten die ersten Bauern aus dem fruchtbaren Halbmond (ein sichelförmiges Gebiet, das sich vom Irak über Syrien, Libanon, Israel bis nach Nordägypten erstreckt) in mehreren Generationen entlang der Donau über die Elbe bis nach Mitteldeutschland. Sie brachten Samen und Vieh, das Wissen um den Ackerbau, astronomische Kenntnisse sowie vermutlich auch ihre eigenen Geschichten mit.

An der Saale, einem Nebenfluss der Elbe, siedelten sie sich an, dort bauten sie ihr Dorf auf – und eine Anlage, die wir heute als Sonnenobservatorium bezeichnen und von denen es in Mitteldeutschland noch zahlreiche andere gegeben hat. Zwei hölzerne Palisadenringe, die mehrere Öffnungen aufwiesen. An bestimmten Tagen im Jahr

konnte man durch diese den Sonnenaufgang und -untergang sehen. Der wichtigste Tag dafür war die Wintersonnenwende, doch auch die Sommersonnenwende sowie ein Tag Ende April und Anfang August (der Sonnenstand ist an diesen beiden Tagen gleich) konnten damit festgestellt werden.



Luftbild von Goseck

Die Sonnenobservatorien zeigen, wie wichtig der richtige Zeitpunkt für den Ackerbau war. Alle Bauern waren auf die Gunst der Jahreszeiten angewiesen und Gefangene eines Kalenders, den ihnen ihre Pflanzen, ihr Vieh und die gleichmäßigen Kreise der Sonne diktierten. Dieser Kalender fand nun in den Sonnenobservatorien einen Ausdruck.

Interessanterweise spielte in Goseck die Wintersonnenwende die Hauptrolle, hier waren die beiden großen Tore (die Termine der anderen Feste sind nur durch kleinere Lücken gekennzeichnet.) Offensichtlich war die Angst vor dem Zusammenbrechen der natürlichen Zyklen in der Kälte des Winters besonders groß. Das zeigen auch zahlreiche ethnographische Beispiele, in denen vor allem an Sonnenwendtagen die Furcht vor dem Stillstand der Sonne und dem Kollaps des Kosmos hervorbrach. Durch Rituale und Opferungen, die an diesen Tagen abgehalten wurden, suchte man der Angst Herr zu werden und

den Kreislauf der Sonne am Leben zu erhalten. Die Wintersonnenwende dürfte darum vermutlich in den Mythen der Urgeschichte eine eminent wichtige Rolle gespielt haben.

Die beiden anderen Termine standen wahrscheinlich mit der Fruchtbarkeit (Ende April) bzw. dem Beginn der Ernte (im August) in Beziehung. Denn für Gesellschaften, die sich als Teil einer beseelten Natur verstehen, sind die Methoden der Landwirtschaft wie z.B. das Roden der Wälder und das Ausbeuten der natürlichen Ressourcen ein Eingriff in die natürliche Ordnung. Diese muss durch Opfer wiederhergestellt werden. Das war wichtig für das Überleben der Sippe und die Fruchtbarkeit der Felder und Herden.

Was wissen wir noch über diese Gesellschaften? Es waren wahrscheinlich egalitäre Gemeinschaften, die noch keine Hierarchie kannten, alle besaßen gleich viel oder wenig: In den ausgegrabenen Siedlungen findet man kein Haus, das deutlich größer oder reicher ausgestattet ist. Männer und Frauen waren vermutlich gleichrangig, Besitz wurde noch nicht vom Vater auf die Söhne vererbt. Darin unterschieden sie sich nur wenig von den Wildbeutern, die vorher in Mitteldeutschland gelebt hatten.

Die Wildbeuter ernährten sich vom Jagen und Sammeln und hatten eine andere Beziehung zur Natur. Aber auch ihr Leben wurde von einer Vielzahl natürlicher Rhythmen bestimmt, deren eifrige Beobachter sie gewesen sein müssen. Zwar zogen sie nicht mehr den großen Herden hinterher wie noch in der Altsteinzeit, stattdessen jagten sie nun standorttreue, kleinere Tiere, wie Rehe, Rothirsche, Auerochsen und Wildschweine, Bären und Elche, Wolf und Luchs. Deren Lieblingsorte mussten die Menschen kennen, genauso wie sie wissen mussten, wann es an der Zeit war, Wildkräuter, Früchte und Nüsse zu sammeln.

Die Winter- und Sommersonnenwende spielte in diesen Rhythmen wahrscheinlich keine große Rolle. Darum hatten die Wildbeuter unseres Wissens auch keine Instrumente entwickelt, um diese festzustellen und die Sonnenwenden zu feiern, und darum sind ihnen in meiner Geschichte die Feiern der Neuankömmlinge suspekt.

In den folgenden Jahrhunderten und Jahrtausenden setzte sich die Landwirtschaft durch. Die Lebensweise der Wildbeuter starb praktisch aus, nur in ganz entlegenen Regionen konnten sich noch kleine Grup-

pen halten. Die Landwirtschaft veränderte sich und damit auch das Leben der Menschen um sie herum. Wie, das sehen wir an unserer nächsten Station, dem Ringheiligtum von Pömmelte.

Übergang zur Bronzezeit: Das Ringheiligtum von Pömmelte

Früher wären die Menschen mit dem Boot gefahren. Es hätte ein bisschen gedauert, die Saale dreht und windet sich, ehe sie unweit von Pömmelte in die Elbe fließt. In heutigen Zeiten nehmen die Menschen das Auto, das ist zwar schneller, doch dabei gehen die Zusammenhänge verloren. Viel zu schnell fuhr ich also durch die Zeit und stand schließlich auf dem Parkplatz des Ringheiligtums von Pömmelte. Unter meinen Füßen knirschten die grünen Glasstücke, die die Wege bedeckten. Ich war mit Freunden verabredet, wir wollten ein Ritual vorbereiten. Als wir mitten im Rondell trommelten, spürte ich die Kraft und Geschichte dieses Ortes.

Mitteldeutschland 2400 v. Chr. Anfang Februar. Endlich schmilzt der Schnee. Der Winter ist hart gewesen, voller Entbehrungen. Die Nahrung ist knapp geworden, manche der Älteren sind gestorben.

Erst in den letzten Tagen ist es endlich wieder heller geworden. Auch die Natur scheint langsam wieder zu erwachen. Die Kohlmeisen haben angefangen zu balzen, die Haselsträucher blühen, ein Lerchensporn streckt seine ersten Triebe tapfer aus der Erde.

Die Menschen im Dorf am Ufer der Elbe atmen vorsichtig auf. Noch sind die harten Tage nicht vorbei, doch nun können sie wieder anfangen, auf dem Feld zu arbeiten. Damit diese Arbeit auch Erfolg hat, müssen die Ahnen dem Vorhaben gewogen sein – es muss geopfert werden. Was, darüber entscheiden die Priester der Gemeinschaft.

Diesmal ist der Winter besonders hart gewesen, darum fordern die Ahnen ein Menschenopfer. Eine kinderlose Frau ist dafür ausersehen worden. Sie nimmt ihr Schicksal an, denn sie weiß, dass sie keine andere Wahl hat. Wenn die Ahnen gesprochen haben, müssen die Menschen gehen.

Alle versammeln sich bei Tagesanbruch im Rondell. Die Frauen im Nordosten, die Männer im Südwesten.

Als die ersten Sonnenstrahlen durch das Tor im Osten fallen, beginnt die Zeremonie. Die Priester führen die Frau in die Mitte. Sie wird geschmückt und den Ahnen geweiht.

Feierlich bedanken sich die Menschen bei ihr für ihr Opfer und verabschieden sie. Alle speisen gemeinsam, auch sie isst ihr letztes Mahl. Schließlich leuchten die Sonnenstrahlen durch das westliche Tor. Das ist das Ende des Festes. Die Frau wird aus dem Rondell geführt. Was dann geschieht, wissen nur die Priester.

Danach wird ein Teil ihres Leichnams in eine der Schachtgruben vor den Palisaden geworfen.

Ob es wirklich so war – wir wissen es nicht genau. Was wir wissen, ist: Das Ringheiligtum von Pömmelte wurde gegen 2300 v. Chr. erbaut. Es ist eindeutig auf die vier Jahreskreisfeste ausgerichtet, die heute als »keltisch« bezeichnet werden.

Auf den Informationstafeln am Eingang werden die Feste mit ihren keltischen Namen genannt. Wie sie damals wirklich hießen, wissen wir nicht. Vielleicht sogar ein bisschen ähnlich, die Erbauer des Ringheiligtums dürften nämlich bereits eine indoeuropäische Sprache gesprochen haben. Doch die Bewohner*innen von Pömmelte sind keine Vorläufer der Kelten, dazwischen liegen immer noch fast 2.000 Jahre. Das ist gar nicht so wenig – wenn wir um 2.000 Jahre zurückgehen, dann landen wir in der Zeit um Christi Geburt, seitdem hat sich doch einiges geändert.

Manches in Pömmelte kommt uns dennoch recht bekannt vor. Im Gegensatz zu Goseck handelte es sich hier bereits um eine hierarchische Gemeinschaft, in der Männer und Frauen unterschiedlich behandelt wurden. Nur Männer konnten Priester werden – darauf weisen 13 Gräber von vermutlich hochgestellten Männern hin, die im Inneren des Rondells begraben wurden. Frauen und Jugendliche hingegen kamen als Opfer infrage, das erzählen uns die Schachtgruben, in die Skeletteile nach ihrer Zerstückelung (»nicht im Skelettverbund« heißt das dann in der Fachsprache) geworfen wurden. Dies geschah nicht immer, aber in regelmäßigen Abständen, genug, um 29 Schachtgruben zu füllen.

Aber nicht nur im Kult, auch in der Weltsicht scheinen Männer und Frauen nun unterschiedliche Rollen innegehabt zu haben: Im Rondell manifestierte sich dies in zwei unterschiedlichen Sphären. Im Nord-

osten – dem Bereich der Frauen - wurden die Mahlsteine vergraben, im Nordosten – dem Bereich der Männer, die Steinbeile. Sie standen für Krieg und Kraft.

Was war seit Goseck geschehen? Warum hatte sich die Gesellschaft so verändert?

Die Landwirtschaft hatte sich in Mitteleuropa durchgesetzt. Das zeigt die an das Ringheiligtum angrenzende Siedlung. Dort wurden insgesamt 78 Getreidesilos gefunden, die ein Fassungsvermögen von 1,5 Kubikmetern besaßen. Das entspricht etwa 1000 Kilogramm Getreide. Bei einem modernen Getreideverbrauch pro Kopf von etwa 100 Kilogramm pro Jahr hätte der Inhalt dieser Grubenbatterie mühelos 780 Erwachsene ein Jahr lang ernähren können.

Vielleicht galt hier auch, was der Politikwissenschaftler James C. Scott über die frühen Staaten des mittleren Ostens schreibt:

»Nachdem sich das Getreide als Grundnahrungsmittel durchgesetzt hatte, nahm der landwirtschaftliche Kalender einen verblüffend starken Einfluss auf einen großen Teil des öffentlichen rituellen Lebens: zeremonielles Pflügen durch Priester und Könige, Ernteriten und -feste, Gebete und Opfer für eine reichhaltige Ernte, Götter für spezielle Getreidearten.«²

All das könnte auch im Ringheiligtum von Pömmelte passiert sein. Auch die vermuteten unterschiedlichen Rollen für Frauen und Männer könnten ihren Ursprung im Erfolg der Landwirtschaft gehabt haben: Ein Grund für deren Aufstieg waren neue Methoden wie die Erfindung von Rad und Wagen sowie des Pflugs. Er löste Hacken und Spaten ab. Waren diese vor allem in Frauenhänden gewesen, wurde Pflügen nun zu einer Aufgabe der Männer. Frauen hingegen kümmerten sich nun ums Mähen, Bündeln, Dreschen, Sieben, Trocknen, Sortieren und schlussendlich Mahlen und Backen. Vor allem das Mahlen war im wahrsten Sinne des Wortes Knochenarbeit – es führte zur Abnutzung von Fuß- und Hüftgelenken, sogenannten Hockerfacetten, die beim stundenlangen Mahlen in der Hocke entstanden und von Archäolog*innen heute noch an weiblichen Skeletten nachgewiesen werden können.

All diese Innovationen sorgten für einen Anstieg der Produktion, wahrscheinlich aber auch für neue Formen von Macht und Gewalt. Die Löß-

² Scott, S. 104

böden der Magdeburger Börde waren sehr viel fruchtbarer und damit ertragreicher als die der Umgebung. Das wiederum erzeugte Begehrlichkeiten, es kam zu kriegerischen Auseinandersetzungen. Dabei fand die Gleichheit von Männern und Frauen nach und nach ihr Ende – denn auch wenn es immer kämpfende Frauen gab, so waren es doch in der Mehrheit die Männer, die Waffen führten.

Dazu kamen um das Jahr 2600 v. Chr. neue Einwanderer ins Spiel. Ihre Heimat war die Steppe im Osten, sie waren Hirten, die sehr patriarchal und kriegerisch organisiert waren. Sie brachten zwar ihre Herden mit, dafür aber keine Frauen. Ob diese vor Ort entführt wurden oder ob den Frauen die hoch gewachsenen Reiter aus der Steppe attraktiver erschienen als die einheimischen Bauern, ist nicht überliefert. Auf jeden Fall fanden beide zueinander und zeugten Nachwuchs, das verrät uns die DNA-Analyse. Ganz friedlich ist es dabei nicht zugegangen, das erzählen frühe Sammelgräber wie in Eulau bei Naumburg. Trotz der Gewalttaten setzte sich dieses Modell durch, ein bedeutender Anteil der heutigen Bevölkerung Mitteleuropas geht auf »Urväter« aus der Steppe zurück.

So endete die Gleichheit zwischen Männer und Frauen nach und nach. Überspitzt gesagt konnten Männer nun Priester werden und Frauen Opfer.

2050 v. Chr. wird das Ringheiligtum in Pömmelte feierlich – wieder mit mehreren Opfern – abgebaut. Andere, komplexere Formen der astronomischen Beobachtung wie die Himmelsscheibe von Nebra tauchen auf.

Die Menschen ähneln genetisch nun denen von heute. Es ist der Beginn der Bronzezeit. Die ersten staatenähnlichen Strukturen wie die Aunjetitzer Kultur entstehen. Die Gräber der Fürsten von Leubingen und Helmsdorf erzählen von einer hierarchischen Gesellschaft, die einzelne mit großem Prunk bestattetet – und davon, dass man an der Macht niemals sicher war – der Fürst von Helmsdorf wurde nämlich ermordet. Die Feste des landwirtschaftlichen Jahreskreises dürften auch in der Aunjetitzer Kultur gefeiert worden sein. Denn Getreide spielt auch in dieser eine entscheidende Rolle, das beweisen uns die 22 Mahlsteine, die im ehemals größten Grabhügel Mitteleuropas, dem Bornhöck in der Nähe von Halle gefunden wurden. Diese Mahlsteine waren überdurchschnittlich groß und mussten von zwei Menschen gleichzeitig

bedient werden. Mit diesen überdimensionierten Mahlsteinen ließen sich gewaltige Mengen Mehl mahlen – genug für eine Armee. Diese Annahme wird vom Fund eines für die damalige Zeit riesigen Hauses in Sichtweite der Grabhügel bestätigt. Hier wurde ein großer Beilhort gefunden, ein Keramikgefäß, in dem man Beilklingen vergraben hatte; die Forscher *innen vermuten, dass es sich um ein Männerhaus handelt, in dem die Armee des Fürsten untergebracht war.

All diese Bewaffnung verhinderte jedoch nicht das Ende der Aunjetitzer Kultur um 1500 v. Chr. Ihr folgten die Hügelgräber-Kultur und die Urnenfelderkultur. Die Funde aus dieser Zeit lassen vermuten, dass diese Gesellschaft weniger hierarchisch und damit egalitärer war. Ab etwa 800 v. Chr. tauchte weiter südlich die Hallstatt-Kultur auf, ab 450 v. Chr. die La-Tène Kultur. Beide sind nach Fundorten benannt, Hallstatt liegt in Österreich, La-Tène in der Schweiz.

Früher sprach man beide Kulturen als keltisch an, in Baden-Württemberg wird das heute noch so gehandhabt. Verbreiteter ist eigentlich die Auffassung, nur die Kultur der La-Tène-Zeit sei keltisch gewesen.

Ob nun Hallstatt- oder La-Tène-Kultur – beide haben in Baden-Württemberg mannigfaltige Spuren hinterlassen und dorthin reiste ich als nächstes.

Die Kelten

Mein Weg führte mich auf die Schwäbische Alb. In engen Haarnadelkurven wand sich die Straße nach oben, bis sie schließlich das Albplateau erreichte. Mit dem Auto war ich recht schnell oben, wie mühsam und anstrengend muss dieser Weg früher mit Pferden und Wagen gewesen sein? Unzählige Händler waren ihn nachweislich gefahren, denn er führte zum Heidengraben, einem keltischen Oppidum auf der Alb, das als das größte seiner Zeit gilt. Ich stellte das Auto ab, besuchte das Museum und machte mich dann auf den Weg. Es war Zeit, die alten Pfade zu Fuß zu gehen. Es war ein windstiller Tag, interessiert schaute ich mir die Stationen am Wegesrand an. Als ich mich dem Stadteingang näherte, wurde es windig. Ich durchschritt die Wallanlagen und wurde auf der anderen Seite von einem Sturm empfangen. Der Wind wehte alte Stimmen und Geschichten heran:

1. Jahrhundert vor Christus, Heidengraben. Es ist Ende April, unten im Tal blühen die letzten Holzäpfel. Mühsam quält sich der Wagen in die Höhe, er ist schwer beladen. Mit jeder Kurve werden die Bäume kahler, die Blüten weniger. Oben auf der Alb angekommen, weht ein frischer Wind. Der Händler friert, er kommt aus dem fernen Italien und ist wärmere Temperaturen gewöhnt. Es ist sein erstes Mal in diesem Land jenseits der Berge. Aus der Ferne schon sieht er das große Tor, lange Mauern führen darauf zu. Es sieht abschreckend aus, doch er weiß, dass Händler hier immer willkommen sind. »Du kommst spät.«, sagt der Wächter, »alle warten auf deinen Wein, heute Abend ist das große Fest«. Auf der anderen Seite des Tores herrscht rege Geschäftigkeit. Auf dem Markt werden Wollstoffe, schwarzglänzendes Geschirr, Pökelfleisch, Holz und Sklaven verkauft. Handwerker preisen ihre Waren an. Der Mann lenkt seinen Wagen zum größten Haus am Platz. Dort empfängt ihn der Fürst, die Fässer werden abgeladen und verstaut, ein Becher Wein getrunken. Es ist sein erster Besuch hier, und so fragt er nach dem Anlass des Festes. »Da hinten«, der Fürst weist auf eine Wiese jenseits der Mauern, »ist ein Stapel Holz aufgebaut. Heute Abend entzünden wir das Feuer auf alte Weise, und wenn es heruntergebrannt ist, springen die jungen Frauen und Männer darüber, das bringt Fruchtbarkeit. Wir werden deinen guten Wein trinken und danach werden diejenigen, die sich gerufen fühlen, sich in den Büschen um die Felder vergnügen. So werden wir alle fruchtbar – die Felder und unser Stamm.«

Der Mann aus Rom kann das Gehörte kaum fassen, er muss nachfragen: »Alle, die sich gerufen fühlen? Auch die verheirateten Frauen?« »Alle«, bestätigt der Fürst. Dann beugt er sich vor und sagt grinsend: »Was glaubst du, warum ich meinen Neffen zum Erben eingesetzt habe?«

Auch das ist nur eine mögliche Geschichte, Genaueres (auch wenn wir uns das wünschen) wissen wir nicht. Was daran ist also zumindest möglich, was ist rein fiktiv?

Diese Geschichte spielt im sogenannten Oppidum Heidengraben. Oppida (das ist der Plural von Oppidum) sind große Orte, die sich im 2./1. Jh. v. Chr. entwickelten. Sie waren Markt-, Handels- und Handwerksplätze, hatten aber auch eine rituelle und politisch-administrative Funktion. Vermutlich lebten rund 20 000 Menschen in Heidengraben. Die Oppida bestanden nicht besonders lange, Heidengraben wurde um 80 v. Chr. aufgegeben. Der Grund dafür ist nicht bekannt,